

50]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Vor einem Monat war Jurgis um ein Haar auf den Straßen verhungert; und jetzt war er plötzlich wie durch Besitz eines Zauberchlüssels in eine Welt eingetreten, wo Geld und alle guten Dinge der Welt im Ueberflus zu haben waren. Er wurde durch seinen Freund mit einem gewissen „Bud“ Galloran bekannt gemacht, einem Irlander, der politischer „Bermittler“ war und mit allen Dingen gut Bescheid wußte. Dieser Mensch teilte ihm mit, daß er eine Idee habe, wie ein Mensch, der wie ein Arbeiter aussehe, auf die einfachste Weise der Welt zu Gelde kommen könne; doch sei es eine Privatsache, die ganz geheim gehalten werden müsse. Jurgis erklärte sich bereit, und der andere führte ihn am Nachmittag (es war an einem Sonnabend) zu einer Stelle hin, wo städtische Arbeiter abgelohnt wurden. Der Zahlmeister saß in einer kleinen Bude, mit einem Haufen von Kuverts vor sich, und zwei Polizisten neben sich. Jurgis ging heran und handelte seiner Instruktion gemäß, gab den Namen „Michael O’Flaherty“ an und erhielt ein Kuvert, das er an Galloran auslieferte, der in einem benachbarten Bierhaus auf ihn wartete. Dann ging er wieder hin und gab den Namen Johann Schmidt an, und zum drittenmal, indem er sich „Sergius Reminisky“ nannte. Galloran hatte eine ganze Liste von Figuren, und Jurgis bekam für jeden ein Kuvert. Für diese Arbeit bekam er fünf Dollar und die Zusicherung, daß er sich das jeden Sonnabend verdienen könne, so lange er den Mund halte.

Diese Bekanntschaft gereichte ihm auch in anderer Weise zum Vorteil; er kam nach einiger Zeit dahinter, was das Wort „Einfluß“ zu bedeuten hat. Eines Abends fand in einem der erstklassigen Prostitutionshäuser der Clarkstraße ein großer Ball statt. Dieser Ball wurde in einem großen Tanzsaal abgehalten, und zwar war dies eine von den Gelegenheiten, bei denen die Ausschweifungen der großen Stadt sich zur Maferei steigerten. Jurgis war dabei, bekrankt sich bis zur Sinnlosigkeit und geriet über ein Mädchen in Streit; sein Arm war mittlerweile wieder hüßlich stark geworden, und er begann das Lokal zu „säubern“ und endete in einer Zelle der Polizeistation. Da diese gedrängt voll von Menschen war, so fühlte sich Jurgis nicht geneigt, seinen Rausch dort auszuschlafen, und er schickte nach Galloran, der den Distriktparteiführer anrief und Jurgis um vier Uhr morgens gegen Bürgerschaft auf telephonischem Wege aus der Zelle befreite. Als er am nächsten Morgen vor Gericht erschien, hatte der Distriktsführer den Schreiber bereits gesprochen und ihm mitgeteilt, daß Jurgis Andrus ein anständiger Mensch sei, der nur indiscret gewesen sei; so wurde Jurgis denn nur zu einer Strafe von zehn Dollar verurteilt, und diese Strafe wurde suspendiert, — was zu bedeuten hatte, daß er sie nicht zu bezahlen brauchte.

Unter den Menschen, mit denen Jurgis jetzt zusammenlebte, wurde das Geld von einem ganz anderen Gesichtspunkte aus geschätzt wie unter den Leuten in Padingtown; und doch, so merkwürdig es klingen mag, trank er sehr viel weniger als er als Arbeiter getrunken hatte. Er wurde nicht mehr durch Erschöpfung und allgemeine Hoffnungslosigkeit dazu getrieben; er hatte jetzt etwas, wofür er arbeitete und strebte. Eine Sache führte zur anderen. In dem Bierhaus, wo er „Bud“ Galloran kennen gelernt hatte, sah er eines Abends wieder mit Duane zusammen, als ein „Kunde vom Lande“ in ziemlich „benebeltem“ Zustande hereinkam. Es war außer dem Aufwärter niemand im Lokal, und als er wieder hinausging, folgten ihm Jurgis und Duane auf dem Fuße. Er ging um die Ecke herum, und an einer dunklen Stelle sprang Jurgis vor und hielt ihm einen Revolver vor die Nase, während Duane, der sich den Hut tief in die Stirn gezogen hatte, mit blitzschnellen Fingern seine Taschen durchsuchte. Sie eigneten sich seine Uhr und seinen „Mammon“ an und waren um die Ecke und wieder im Bierlokal, bevor der Mann mehr als einen Schrei auszustößen vermochte. Der Aufwärter, dem sie einen Wink gegeben hatten, hielt ihnen bereits die Keller-

tür offen, und sie verschwanden und begaben sich durch einen geheimen Eingang in ein nebenan gelegenes Bordell. Vom Dach dieses Hauses aus konnte man zu drei ähnlichen Häusern gelangen. Mittels dieser geheimen Zugänge konnten die Kunden beiseite gebracht werden, falls ein Zerwürfnis mit der Polizei einmal zu einer Razzia führen sollte; außerdem war es notwendig, ein Mittel zur Hand zu haben, um im Notfalle ein Mädchen beiseite zu bringen. Tausende von ihnen kamen nach Chicago, um sich auf Annoncen hin als „Dienstmädchen“ und „Fabrikarbeiterinnen“ zu melden, und sie fielen sogenannten „Stellenvermittlern“ in die Hände, die sie an öffentliche Häuser auslieferten. Es genügte dann im allgemeinen, wenn man ihnen all ihre Kleider wegnahm; aber manchmal mußten sie auch mit Betäubungsmitteln behandelt und wochenlang eingesperrt werden, und inzwischen telegraphierten die Eltern vielleicht an die Polizei oder kamen gar selbst. Gelegentlich gab es kein anderes Mittel, sie zu beschwichtigen, als sie das Haus durchsuchen zu lassen, wohin die Spur des Mädchens verfolgt worden war.

Für seine Unterstützung bei dieser kleinen Unternehmung erhielt der Aufwärter zwanzig von den mehr als hundertunddreißig Dollar, die das Paar an sich gebracht hatte; natürlich kamen sie dadurch auf freundschaftlichen Fuß, und einige Tage darauf machte er sie mit einem kleinen Juden namens Goldberger bekannt, einem der „Schlepper“ eines Freudenhauses. Nachdem er einige Gläser zu sich genommen hatte, begann Goldberger zögernd von einem Streit zu erzählen, in den er wegen eines seiner besten Mädchen mit einem berufsmäßigen Falschspieler geraten war. Der Kerl sei in Chicago fremd, sagte er, und wenn er eines Tages mit zerpaltenem Schädel irgendwo gefunden werde, so würde sich wohl niemand darum kümmern. Jurgis erkundigte sich, wieviel er dabei verdienen werde. Daraufhin wurde der Jude noch vertrauensseliger und erzählte, daß er genaue Kunde über die bevorstehenden Rennen von New-Orleans habe; er habe sie direkt von dem Polizeihauptmann des Distrikts erhalten, der mit einem großen Syndikat von Rennpferdbesitzern unter einer Decke stecke.

Es gab einen riesigen Renntrist. Er „beeinflusste“ die Legislatur aller Staaten, in welchen er Rennen veranstaltete; er besah auch mehrere der hervorragendsten Zeitungen und „machte“ die öffentliche Meinung. Es gab im ganzen Lande keine Macht, die ihm widerstehen konnte, — vielleicht mit Ausnahme des Billardsaaltrists. Er schuf überall prachtvolle Rennparks, verleitete die Leute durch enorme Gewinnpreise hinzukommen, und organisierte dann ein gigantisches Spiel, durch welche er ihnen jedes Jahr Hunderte von Millionen Dollar entriß. Pferderennen war einstmals ein Sport gewesen, aber jetzt war es ein Geschäft; man konnte einem Pferde ein Betäubungsmittel oder etwas dergleichen beibringen, man konnte es über- oder untertrainieren; man konnte es jeden Augenblick zu Fall bringen. Es gab Dutzende von derartigen Kniffen; und manchmal waren es die Besitzer, die sie anwandten und dadurch Unsummen verdientes, manchmal aber auch die Trainer oder Jockeys, die sie bestanden, — aber meistens waren es die Häupter des Trists. Jetzt standen z. B. die Winterrennen in New-Orleans vor der Tür, und ein Syndikat bestimmte im voraus, wer jeden Tag siegen sollte, und seine Agenten reisten in den nordischen Städten umher und beschäftigten sich damit, die Billardlokale zu „melken“. Das Wort traf kurz vor jedem Rennen per Fernsprecher ein, und zwar bediente man sich dabei einer Biffersprache; konnte man dies Wort zur rechten Zeit erfahren, so war man ein gemachter Mann. Wenn Jurgis das nicht glauben wollte, so konnte er es ja selbst versuchen, sagte der kleine Jude. Jurgis war damit einverstanden, und Duane ebenfalls, und so begaben sie sich denn nach einem der vornehmsten Spiellokale, wo Mafker und Kaufleute ihr Spielchen machten, und hier setzten sie jeder zehn Dollar auf ein Pferd und gewannen sechs zu eins.

Es gab natürlich gute und böse Zeiten bei dieser Art von Geschäften; aber man hatte doch immer genug zum Leben, und wenn nicht außerhalb, dann im Gefängnis. Für Anfang April waren die Stadtverordnetenwahlen angesetzt, und das bedeutet Schäche für das Heer der „Bermittler“. Jurgis, der

in Diebeshöhlen, Spielhöhlen und Freudenhäusern herumbummelte, traf mit den beiderseitigen Parteigängern zusammen, und im Gespräch mit ihnen tat er tiefe Einblende in das Spiel und hörte von den verschiedensten Arten, auf welche er sich während der Wahlen nützlich machen konnte. „Buck“ Galloran war ein Demokrat, und so wurde Jurgis auch Demokrat; aber — die Republikaner waren auch gute Kerle. Bei der letzten Wahl hatten die Republikaner vier Dollar pro Stimme gezahlt, und die Demokraten nur drei; und Jurgis und Galloran saßen eines Abends mit einem Manne beim Kartenspiel zusammen, der erzählte, daß Galloran damals den Auftrag bekommen habe, eine „Gruppe“ von kürzlich gelandeten Italienern zur Wahlurne zu führen, und daß er — der Erzähler — einen Republikaner getroffen habe, der ebenfalls hinter den Italienern hergewesen sei, worauf sie alle drei einen Kompromiß geschlossen hätten, demgemäß die Italiener für ein Glas Bier pro Kopf halb für eine und halb für die andere Partei stimmten, während das Trio sich in den Rest des Geldes teilte!

Bald darauf fühlte sich Jurgis bewogen, den ermüdenden Gefahren und Angelegenheiten vielseitiger Verbrechen zu entsagen und sich der Politik zuzuwenden. Gerade um diese Zeit wurde ein fürchterliches Geschrei über das Bündnis zwischen Polizei und Verbrechern erhoben. Eines Abends wollte es der Zufall, daß Jack Duane, als er gerade einen Geldschrank anbohrte, auf frischer Tat von einem Nachtwächter ertappt und an einen Polizisten ausgeliefert wurde; dieser kannte ihn sehr gut und übernahm die Verantwortung, ihn entfliehen zu lassen. Daraufhin erhoben die Zeitungen ein solches Geheul, daß Duane als Opfer ausersehen wurde und mit knapper Not aus Chicago entkam.

Und gerade zu dieser Zeit machte Jurgis die Bekanntschaft eines gewissen Herrn Harper, in dem er einen Brown'schen Nachtwächter erkannte, der ihn im ersten Jahr seiner Ankunft in den Schlachthöfen bewogen hatte, amerikanischer Bürger zu werden. Harper blieb bis zwei Uhr nachts mit Jurgis und Galloran in einem Tanzlokal sitzen, und man tauschte eifrig Erfahrungen aus. Er wußte viel von einem Zerwürfnis mit dem Haupt seiner Abteilung zu erzählen und erklärte, daß er jetzt nur noch ein einfacher Arbeitsmann sei und ein eifriges Mitglied der Gewerkschaft. Erst mehrere Monate später wurde es Jurgis klar, daß dieses Zerwürfnis eine abgekartete Sache gewesen war, und daß Harper in Wirklichkeit für seine Berichte über die geheime Tätigkeit des Verbands ein wöchentliches Gehalt von zwanzig Dollar bezog! Die Unzufriedenheit unter den Schlachthofarbeitern sei augenblicklich auf dem Siedepunkt, sagte der Mann, der ganz wie ein eifriges Gewerkschaftsmitglied sprach.

Nach diesem Gespräch zog der Mann Erkundigungen über Jurgis ein, und wenige Tage darauf kam er mit einem interessanten Vorschlag zu ihm. Harper — „Buck“ Harper, wie er allgemein genannt wurde — war die rechte Hand von Mike Scully, dem demokratischen Boss der Schlachthöfe. Man hatte Scully den Vorschlag gemacht, einen reichen Brauer aufzustellen, der nach dem großen Abzeichen und dem „ehrenwerten“ Titel eines Stadtverordneten verlangte. Man konnte sich darauf verlassen, daß er einen ungeheuren Feldzugsfonds zur Verfügung stellen werde. Scully hatte den Vorschlag akzeptiert und war dann zu den Republikanern gegangen, um ihnen seinerseits einen Vorschlag zu machen. Er wußte nicht recht, ob er mit dem Juden fertig werden würde, und er wollte seinen Distrikt nicht aufs Spiel setzen; deshalb sollten die Republikaner einen gewissen liebenswürdigen Freund von Scully aufstellen, einen Mann, der sich jetzt in einem Keller des Ashland Avenue-Vierlokals mit Kegelaufstellen beschäftigte, und dessen Wahl wollte er, Scully, dann mit dem Gelde des Juden durchsetzen. Zum Dank dafür sollten die Republikaner sich verpflichten, im nächsten Jahre keinen Kandidaten aufzustellen, weil Scully dann selbst als Stadtverordneter wiedergewählt werden mußte. Auf dieses Anerbieten waren die Republikaner sofort eingegangen; aber das Verteufelte an der Sache war, daß die Republikaner alle miteinander Dummköpfe waren. Und sie würden es nicht verstehen, die Sache zu machen, und es war natürlich ganz ausgeschlossen, daß die demokratischen Leute, die edlen Rothäute der Kriegerbrigade, sich offen für die Republikaner erklärten. Die Schwierigkeit wäre vielleicht nicht so groß gewesen, wenn nicht ein Umstand dazu gekommen wäre, — es war in den letzten Jahren in politischer Beziehung eine merkwürdige Entwidlung in den Schlachthöfen vorgegangen: eine neue Partei

sei ins Leben getreten. Es waren „Sozialisten“, und es sei eine ganz verteufelte Schweinerei, wie Harper sich ausdrückte. Jurgis begnügte sich mit der Erklärung seines neuen Freundes, daß die Sozialisten die Feinde aller amerikanischen Institutionen wären, — daß sie weder zu erkaufen, noch zu bewegen wären. Mike Scully sei ein wenig beunruhigt über die Gelegenheit, die seine jüngste Machination ihnen geboten hatte, — die Schlachthofdemokraten wären wütend über den Gedanken, einen reichen Kapitalisten als Kandidaten zugeteilt zu bekommen, und wenn sie nun einmal die Gesinnung ändern wollten, so sei es nicht unmöglich, daß ein sozialistischer Feuerbrand in ihren Augen besser sein werde als ein republikanischer Dummker. Und deshalb bot sich hier für Jurgis eine Gelegenheit, sich eine Stellung in der Welt zu machen, wie Harper fortfuhr; er hatte der Gewerkschaft angehört und war in den Schlachthöfen als Arbeiter bekannt; er mußte Hunderte von Bekannten haben, und da er niemals über Politik gesprochen hatte, so konnte er jetzt als Republikaner auftreten, ohne den leisesten Verdacht zu erregen. Es standen ganze Tonnen Geldes zur Verfügung für alle, die nützlich sein konnten; und Jurgis durfte auf Mike Scully rechnen, der noch niemals einem Freunde untreu geworden war. Was er dann aber tun sollte? fragte Jurgis ganz verwirrt, und der andere erklärte es ihm genau. Vor allen Dingen mußte er in die Schlachthöfe gehen und arbeiten, er würde das Geld haben, das er sich verdiente, und daneben noch das, was man ihm gab. Er mußte wieder in die Gewerkschaft eintreten und vielleicht versuchen, ein Amt zu erhalten, wie er, Harper, es getan hatte; er sollte allen seinen Freunden recht viel Gutes von Doyle, dem republikanischen Kandidaten, erzählen, und möglichst viel Schlechtes von dem Juden; und dann werde Scully ihm ein Versammlungslokal verschaffen, und er müsse eine „Republikanische Vereinigung junger Männer“ oder so etwas ähnliches ins Leben rufen und ganze Fässer von dem Bier des reichen Brauers ausschütten, und Feuerwerk und Reden veranstalten, ganz wie die Kriegerbrigade.

Als Jurgis diese Auseinandersetzung bis zu Ende angehört hatte, sagte er: „Aber wie soll ich in Padingtown Arbeit finden? Ich stehe auf der schwarzen Liste.“ — Darüber lachte „Buck“ Harper nur. „Dafür will ich schon sorgen,“ sagte er. — Und der andere antwortete: „Na, dann ist es also abgemacht; ich bin Ihr Mann.“ So kehrte Jurgis in die Schlachthöfe zurück und wurde dem politischen Distrikthaupt vorgestellt, dem Herrn des Bürgermeisters von Chicago. Scully war es, der die Ziegeleien, die Ablagerungsplätze und den Eisteich besah, — aber das wußte Jurgis nicht. Scully war es, der an der ungepflasterten Straße schuld war, in der Antanas ertrunken war; Scully war es, der Hauptaktionär der Gesellschaft war, die Jurgis das verfallene Haus verkauft und ihn dann darum betrogen hatte. Aber davon wußte Jurgis nichts, ebensowenig wie er wußte, daß Scully nur ein Werkzeug und eine Marionette in den Händen der Pächter war. In seinen Augen war Scully eine Macht, der „größte“ Mann, den er jemals kennen gelernt hatte.

Er war ein kleiner, vertrockneter Irländer, dessen Hände zitterten. Er sprach einen Augenblick mit Jurgis, beobachtete ihn scharf mit seinen Rattenaugen und bildete sich dabei ein Urteil über ihn; und dann gab er ihm ein Billet an Mr. Harmon, einen der Oberaufseher der Durham'schen Schlachthäuser: „Der Ueberbringer, Jurgis Rudkus, ist ein besonderer Freund von mir, und es wäre mir aus sehr wichtigen Gründen lieb, wenn Sie ihm eine gute Stelle verschafften. Er hat sich einmal indiscret benommen; aber Sie haben vielleicht die Güte, das zu übersehen.“

Mr. Harmon blickte fragend auf, als er das las: „Was meint er damit, daß Sie „indiscret“ gewesen wären?“ fragte er. — „Ach, stehe auf der schwarzen Liste, Herr,“ sagte Jurgis. Der andere machte ein finstres Gesicht. Und Jurgis wurde rot vor Verlegenheit. Er hatte vergessen, daß es gar keine schwarze Liste gibt. „Ach — das heißt — ich konnte keine Arbeit finden,“ stammelte er. — „Weshalb denn nicht?“ — „Ich geriet in Streit mit einem Werkführer — es war nicht mein eigener Meister, Herr — und schlug ihn.“ — „Ich verstehe,“ versetzte der andere und fragte dann nach einer Weile: „Was sagen Sie zu einem Nachtwächterposten?“ — „Das geht nicht, Herr. Ich muß abends mit den Leuten zusammen sein.“ — „Ach so — Politik. Würde es Ihnen denn recht sein, Schweine zu zerlegen?“ — „Ja, Herr,“ sagte Jurgis.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Erfinder des Dynamits.

Von Dr. Erich Kolshorn.

Vor zehn Jahren, am 10. Dezember 1896, verstarb in San Remo Alfred Nobel, der erste industrielle Darsteller des Dynamits, eines Sprengstoffs, welcher heutzutage in seiner Anwendung und Wirkung wohl allgemein bekannt ist. Nobel wurde 1833 in Rußland als der Sohn schwedischer Eltern geboren. Sein Vater war Pulverlieferant der russischen Regierung; es ist daher nicht erstaunlich, daß des Sohnes Interesse schon früh auf die Sprengtechnik gerichtet wurde. Mit großem Eifer erwarb er sich die Vorkenntnisse und lag mehrere Jahre hindurch im Heimlande seiner Eltern, namentlich in Stockholm, chemischen Studien ob.

Die Sprengtechnik, die seit dem 14. Jahrhundert eigentlich nur von einer Art Sprengstoff, der alten Schwarzpulvermischung, erfüllt war, erhielt um die Mitte des 19. Jahrhunderts durch die Entwicklung der organischen Chemie einen neuen, mächtigen Anstoß. Nobels großer Lehrer und Meister, Christian Friedrich Schönbein, entdeckte Anfangs 1846, daß sich beim Eintauchen von Baumwolle in ein Gemisch von Schwefelsäure und Salpetersäure eine merkwürdige Reaktion vollzieht. Dem äußeren Anscheine nach hat sich die Baumwolle dabei gar nicht verändert, aber ihre chemischen Eigenschaften sind vollständig verwandelt. Die vorher so zähne Substanz ist mit einem Male in eine eminent explosive Verbindung übergegangen; es ist Nitrocellulose oder Schießbaumwolle entstanden. Verändert man die Darstellung nur wenig, so kann dabei z. B. auch die bekannte Kollodiumwolle entstehen, die jetzt zur Erzeugung künstlicher Seide Bedeutung erlangt hat. Die Lösung dieses Stoffes in Äther und Alkohol ist das Kollodium, und Gemenge von Kampfor und Kollodiumwolle sind als Ersatz für Guttapercha unter dem Namen Zelluloid bekannt geworden. Was die Einführung der Schießwolle zunächst hinderte, war der Umstand, daß die Herbeiführung der Explosion nicht in der Willkür des Betreibers lag; sie neigte zur Selbstzersehung und hatte in der ersten Zeit viele sehr gefährliche Explosionen hervorgerufen. Auch als es gelungen war, die Schießwolle in einheitliche feste Preßkörper zu bringen, bedurfte es immer noch einer Einrichtung, die Gesamtenergie des neuen Sprengstoffes in einfacher Weise zu voller Kraftleistung zu entwickeln.

Hier begegnen wir zum ersten Male Nobels aufklärendem Geiste. Er löste das Problem, nachdem er in dem schon von dem Italiener Sobrero dargestellten Nitroglycerin im Jahre 1860 einen neuen Explosivstoff erkannt hatte. Gewaltigere Energie, größere Explosionsgeschwindigkeit, billigere Darstellung — Glycerin entsteht als Nebenprodukt bei der Seifenfabrikation —, leichtere Konzentrierung von Energie in kleinerem Raume, daher außerordentliche Ersparnis beim Bohren der Sprenglöcher, das waren Vorteile, auf die Nobel seine Ueberzeugung von dem Uebergewicht dieses Sprengstoffes über alle anderen gründete. Und diese ist der Antrieb geworden, nicht nachzulassen, bis der Meister diese Riesenergie für den Dienst der Menschheit gezähmt hat.

Nobel war es auch, der zuerst das Prinzip kennen lehrte, auf welchem Wege man die Sprengkraft solcher nitrirten Verbindungen mit Sicherheit auslösen könne.

Bei der Suche nach geeigneter Initialladung, wie der Fachmann die wirksame Zündmasse nennt, griff Nobel auf die sogenannten Knallsalze zurück, die schon seit 1800 bekannt waren.

Das wirksamste aller Knallsalze ist das Knallquecksilber, das sowohl durch Stoß und Schlag wie auch bei einfacher Zündung heftig detoniert. In der Form von Zündhütchen kam dieses Salz zur Verwendung, und auch Nobel hat seine Schwarzpulver-Initialzündung für Nitroglycerin mit solchen Zündhütchen gezündet. 1867 ließ er dann auch noch das Schwarzpulver weg, führte die noch heute gebräuchlichen Knallquecksilbertapseln ein und hat damit zuerst gezeigt, daß man durch solches Knallsalz nicht nur zünden, sondern auch den durch einfache Zündung nicht explosiblen Körper jederzeit leicht und sicher zur Explosion bringen kann, was sowohl für Nitroglycerin als auch für Nitrocellulose zutrifft. Diese Erkenntnis ist oft und mit Recht als der größte Fortschritt in der Sprengtechnik seit der Erfindung des Schwarzpulvers bezeichnet worden.

Nitroglycerin ist eine ölige Flüssigkeit, in reinem Zustande wasserhell, als technisches Produkt gewöhnlich schmutziggelb; es hat süßlich brennenden Geschmack und ist sehr giftig. Seine Beschaffenheit erklärt allerhand Gefahren, welche es bei der Verwendung als Sprengmittel im Bergbau mit sich bringt. Schon der Transport des flüssigen Nitroglycerins bietet große Bedenken, eine höchst gefährliche Operation aber ist die Aufräumarbeit nach Sprengungen, weil das flüssige Sprengöl in Spalten und Rissen des Gesteins einsickert und sich so der Zündung leicht entzieht. Nobels Gedanke lag daher nahe, das Nitroglycerin mit festen porösen Körpern, wie etwa Schwarzpulver, Kohle, Papierbrei u. a. zu vereinigen und aus solchen festen Formen Patronen herzustellen, welche jedermann gefahrlos handhaben könnte. Es wird berichtet, daß Nobel durch eine zufällige Beobachtung zur Entdeckung der Mischung gelangte, welche heute als Dynamit bezeichnet wird. Er verschickte nämlich anfangs das Nitroglycerin in Blechkannen, welche, um gegen Stoß und Schlag gesichert zu sein, in eine Einhüllung von Kieselgahr verpackt waren. Gelegentlich wurde ein solches Blechgefäß unachtsam, das Nitroglycerin siderte in die Kiesel-

gahr hinein, und dabei nahm Nobel das ausgezeichnete Aufnahmevermögen dieser Infusorienerde für Nitroglycerin wahr. Enthielt die Kieselgahr etwa 75 Proz. des Sprengöls, so entstand eine inerte Substanz, etwa wie frischer Glasertitt, die gegen Stoß und Schlag viel weniger empfindlich war, als die Flüssigkeit. Aus der plastischen Masse konnte man gut Patronen anfertigen, welche bequem in die Bohrlöcher eingeführt werden konnten.

Mit einem Schlage wuchs eine gewaltige Fabrikation auf. 1861 hatte Nobel sein Nitroglycerin zuerst in der Nähe von Stockholm fabrikmäßig hergestellt, und 1865 gründete er die berühmte, noch heute größte Nitroglycerinfabrik bei Krümmel a. Elbe. Bald nach der Entdeckung des Dynamits aber wird der Betrieb solcher Fabriken in fast aller Herren Länder aufgenommen. Noch einmal, im Jahre 1875, erscheint ein Patent Alfred Nobels, nach welchem er die Kollodiumwolle durch vorsichtiges Erwärmen in Nitroglycerin löste und daraus eine Masse von gelatine- oder gummiartiger Beschaffenheit herstellte. Diese Sprenggelatine oder Gelatindynamit wird nur für sehr zähes Gestein und zu militärischen Zwecken verwendet.

Erst einige Zeit vor seinem Tode zog sich der schaffensfreudige Meister von den Geschäften zurück und lebte teils in Paris, teils in seiner Villa in San Remo. Aber auch dort war der rastlose Mann nicht untätig; im eigenen Laboratorium hat er mit einigen Chemikern weiter gearbeitet und u. a. auch ein künstliches Leder erfunden. Die reichen Früchte seiner Lebensarbeit hat Nobel für immer der Nachwelt erhalten, indem er einen großen Teil seines Vermögens der Akademie der Wissenschaften in Stockholm überwies. Aus den Zinsen des immensen Kapitals werden alljährlich an dem Todestage des Gefeierten vier große Nobelpreise an hervorragende Gelehrte verteilt, die sich auf dem Gebiete der Medizin, Chemie, Physik und Literatur verdient gemacht haben.

Kleines feuilleton.

Der Schelm von Agram. Als der geniale Schuster Wilhelm Voigt sein weltberühmt gewordenes Schelmenspiel aufgeführt hatte, da riet man in Ungarn auf einen einheimischen Autor. Die magyarische Eitelkeit ist nun einmal so: Geschieht irgendwo ein Gaunerstreich, der von der Norm abweicht, flugs muß es ein Sohn der Pucka sein! Und dieser schmeichelnde Wahn ist nicht so unbegründet; aus den Ländern an der unteren Donau sind gerade in der letzten Zeit ganz tüchtige Gauner hervorgegangen. Ich erinnere nur an den rumänischen Hochstapler Lahovary-Manulescu, der kürzlich seine Memoiren — höchst lesenswerte Bekenntnisse — herausgegeben hat. Zum Glück für Deutschland war aber der famose Hauptmann von Köpenick ein echter Germane. Deutschland hat es demnach nicht nötig, sich von einem Magyaren erziehen zu lassen. Immerhin kann Ungarn auf einen seiner Söhne ebenso stolz sein. Denn sein Strahnow — so heißt der Wadere — kann es wahrhaftig mit Wilhelm Voigt aufnehmen. Nicht allein, daß er wiederholt die Uniform des Militärs erfolgreich dazu benutzt hat, um seine braven Mitbürger zu schröpfen, er hat jüngst einen Streich egyptisiert, der dem feines deutschen Geistesbruders durchaus kongenial ist. Voigt düpierte bloß ein paar Kleinbürger, was mit der militärischen Assistenz nicht schwer fiel. Der ungarische Held „arbeitete“ zwar auch mit einem Fetiſch, aber sonst ohne alle Beihülfe, ganz allein. Und ihm gelang es, weit gewiegtere Menschenkennner, als es schließlich der Bürgermeister von Köpenick oder der Gefreite der Plöbenseer Wachmannschaft sein müssen, einige Tage hindurch an der Nase herumzuführen. Sein Fetiſch war die politische Eitelkeit der Menschen, speziell der Pfaffen. Diese — die intriganten Domherren des Agramer Bischofsstuhles — erhielten eines Tages vom Ministerium des Aeußern in Wien eine Depesche, die ihnen die Ankunft eines außerordentlichen Bevollmächtigten zur Erledigung gewisser schwebender Fragen ankündigte. Und am bestimmten Tage erschien der Herr Sektionschef Oskar von Berg und wurde im Bischofspalais gar feierlich empfangen. Seine Eminenz war entzückt, einen solchen Gast zu beherbergen und der distinguierte Fremde nahm die Einladung würdevoll an. Warum auch nicht? Die hochwürdigen Domherren meinten es ja so gut mit ihm. Es überraschte sie gar nicht, daß das Ministerium des Aeußern durch einen eigenen hohen Beamten direkt mit ihnen in Verbindung trat. Wer hätte in dem eleganten, feinen Herrn einen Hochstapler vermuten sollen? Er sprach nicht dümmere — wahrscheinlich sogar klüger — als ein Mitglied der österreichischen Diplomatie sonst zu sprechen pflegt. Kurz, der Wiener Baron lebte im besten Einvernehmen mit den in ihrer Eitelkeit geschmeichelten Domherren und diese mochten sich heimlich darüber freuen, daß die Regierung so außergewöhnliche Mittel angewendete, um sich mit ihnen ins Einvernehmen zu setzen. Daß unser Held im Laufe des Tages immer vertraulicher und intimer wurde, daß er schließlich sogar distreie Pumperlsuche machte, die vereinzelt gelangen; daß ein angesehenener Führer der kroatischen Oppositionspartei, mit dem der Herr aus Wien konferierte, Verdacht schöpfte, irritierte die frommen Intriganten nicht, wenigstens ließen sie es sich nicht merken. Weshalb auch zugeben, daß man einem Schwindler aufgefessen und zum Schaden sich noch den Spott holen? . . . Eines Tages war der Mann mit den vornehmen Manieren, dem die römischen Füße ins Garn gegangen, vers

schwunden und nun kam die Sache an den Tag. Die Polizei rief auf Straßnow, und richtig sah unser Casanova in Budapest bei seiner Geliebten, mit der er sich über den gelungenen Fischzug freute.

Vogels Revisor, der eine ganze Stadt zum besten hält, konnte nicht schlauer operieren als Geld Straßnow, und die Ungarn haben allen Grund, auf ihren Landsmann stolz zu sein. Wie Wilhelm Voigt ist auch Straßnow würdig, zum Gelden eines sozial-satirischen Lustspiels zu avancieren. Freilich, der Beaumarchais unserer Zeit ist noch nicht geboren, was um so bedauerlicher ist, als sowohl der Figaro von Kopenhagen als auch der von Agram vorläufig vom Schauspiel ihrer glorreichen Tätigkeit unfreiwillig abtreten mußten.

Lucian.

Musik.

Vor ungefähr einem Jahre berichteten wir über einen Abend des „Arbeiterfängerbundes Berlins und Umgegend“. Wir hatten damals bei mander Anerkennung doch immerhin zu bedauern, daß der künstlerische Gesamtkonzepts des Abends nicht allen billigen Erwartungen entsprach. Am vergangenen Sonnabend gab es nun das 16. Stiftungsfest deselben Bundes im Festsaal der Brauerei Friedrichshain. Beträchtlich günstiger gestaltete sich diesmal das Auftreten des Sängerbundes. Auf ein Orchester war ganz verzichtet, und so kamen wir nicht in Gefahr, etwa ein Potpourri aus Richard Wagner vor reduzierten Kräften zu hören. Außer den ohne Instrumentalbegleitung gesungenen Chören traten noch zwei Solosängerinnen auf: Gertrude Luch (Sopran) und Paula Weinbaum (Alt); beide reif in ihrer stimmtechnischen und geistigen Kunst, letztere auch noch von bewegtem Ausdruck. Ganz besonders freute es uns, daß die beiden Sängerinnen mehrere Duette vortrugen, was im ganzen doch eine Seltenheit auf dem Konzertboden ist. Unter diesen Duetten darf das von Peter Cornelius, „Ich und Du“, als eine ganz besonders wertvolle Komposition gerühmt werden.

Zu der Wahl der Chorgesänge war nicht eben hoch gegriffen worden. Man blieb hauptsächlich bei Liedertafelstücken von jener bekannten Art gleichmäßiger Metrik und sorgloser Betonung unwichtigster Silben. Hervorgehoben sei die gefällige Komposition „Glockenläuten“, von dem bereits seit längerem beliebten Berner Roloff (1833 bis 1903). Die Verfasser des Programmes würden sich um die musikalische Bildung verdient machen, wenn sie die Komponistenamen genauer angäben. Noch seien die Lieddichter Scheu und Uthmann rühmend genannt, auf die wir selber schon vor mehreren Jahren aufmerksam gemacht haben. Die Chorvorträge erfreuten sich insbesondere durch sorgfältige Abstufungen der Stärkegrade; die Einförmigkeit in der Durchführung des Zeitmaßes ist dagegen leider so allgemein üblich, daß man sie scharf den einzelnen Chören antreiben kann. Manche Unreinheit des Gesanges, zumal ein Sinken der Stimme bei mehreren Mitgliedern, soll allerdings nicht vorkommen, ist vielleicht aber mehr eine Frage der Zeit, d. h. ausreisender Proben. Ganz besonders jedoch seien die Dirigenten darauf hingewiesen, daß sie ihre Tenöre vor jeglichem Fortzieren zurückhalten mögen. Wenn es nur irgendwie angeht, sollte allem Chorlingen ein stimmtechnisch zuverlässiges Solostudium vorgegeben. Mit viel Freude begrüßten wir einen gemischten Chor inmitten der Männerchöre: Freha I und Freha II, auch wenn gerade hier Unreinheiten auffielen. Dem bekannten Vorurteil männlicher Chorsänger gegen Frauenstimmen soll immer wieder kräftig widersprochen werden. sz.

„Moloch“ von Max Schillings. Just vor einem Jahre in Dresden Uraufführung der Salome. Jetzt am gleichen Orte Uraufführung von Moloch, musikalische Tragödie in drei Akten von Schillings. Man hat auf ihn einstmals große Hoffnungen gesetzt. Sein Erstlingswerk Jugwelbe zeigte sein Talent und vor allem sein ernstes Streben und seine Abkehr vom Wege bestimmter Moderationen. Über Schillings blieb stehen. Die Wagner-Nachfolge hat ihm zum Ruhm verholfen. Er huldigt ihr heute noch. Doch Wagner war ein Ausnahmefall. Ein eminenten Musiker. Wer sich heute auf seinen Weg beschränken wollte, müßte der gleich eminente Musiker sein. Ein solcher ist aber Schillings nicht. Sein Ausdrucksgebiet ist klein. Seine musikalische Arbeit ist gut, solid, ehrlich, aber nicht eigentlich phantasiereich. Zu „Moloch“ ist schon eine Erläuterung erschienen, die Ernst Otto Rodnagel verfaßt hat. Darin werden Leitmotive als musikalischer Kern des Werkes ausgeführt. Oft müssen ein paar Noten, eine nicht-sagende Nebenwendung als solche herhalten. Nur ein paar dieser Motive sind wirklich einprägnant und auch wirklich charakteristisch. So z. B. das Molochmotiv, streng und düster, das sehnsüchtige Liebesmotiv, ein echter Schillings, und eine Todeshain-Motiv benannte herbe Akkordfolge. In den beiden ersten Akten schleicht die Musik oft einformig dahin, stellenweise sogar unwirksam instrumentiert, so daß man manchmal aus dem Klavierauszug ein besseres Bild von den Absichten des Komponisten erhält, als aus dem Orchester. Zum großen Aufschwung, zum Ausleben in weiten musikalischen Linien kommt es erst im dritten Akte, der auch den meisten Beifall fand und den Erfolg des Abends rettete. Das von dem Heldentenor Emil Gerhäuser in Anlehnung an Hebbels Moloch-Fragment verfaßte Textbuch gibt den Hebbelschen Grundgedanken von der kulturbringenden Nacht der Religion nur als Umrahmung und stellt die Episode des jungen Teut, der in dem Molochbilde den von ihm ersehnten Gott zu erblicken glaubt, in den Vordergrund.

Dadurch gewinnt der Text Menschlich-Allgemeines und wird zur musikalischen Behandlung geeigneter. Die Textdichtung hat vor vielen anderen voraus, daß sie eine Entwicklung aufweist und nicht nur Bilder aneinanderreicht. — Ob das Werk dauernd auf der Bühne Fuß fassen wird, scheint zweifelhaft. Dafür bringt es zu wenig Klangvolles und Eigenes, strebt es zu sehr in solider Ueberlieferung. Gewiß hat auch Schillings der Neuzeit Rechnung getragen, aber seine Moloch-Musik birgt zu wenig Spirituelles in sich, so daß Spätere ihre Vorzüge, die dem heutigen Musiker oft Abtötung abnötigen, kaum als solche empfinden dürften. Es ist der entgegengekehrte Fall wie bei Strauß, auf den jetzt wieder genügend gescholten wird wegen seiner Extrabagallen, seines „Jrrweges“. Wenn Strauß auch nicht als das Heil aller Musik angesehen werden kann, so ist er doch Neuland in Kultur um und sucht ihm neue Werke zu entlocken. Das muß zweifellos sich lohnen. —

Humoristisches.

— Leider haben die Fürstenbesuche eine traurige Erscheinung unter der Berliner Jugend gezeitigt. Es stellte sich heraus, daß 81 Prozent der Kinder blödsinnig wurden, weil der Schulbesuch fortwährend ausgelegt wurde, und weil in der Jugend die fixe Idee um sich gegriffen hat, daß jeden Tag ein Fürstenbesuch durchs Brandenburger Tor rasseln muß.

— „Man muß schlau sein in solchen Dingen . . .“, begann der medlenburgische Gutsbesitzer von S . . . seinem Freunde zu erzählen. „Bei den Wahlen also rief ich meine Arbeiter zusammen und sagte: „Zwei Schweine werde ich für Euch schlachten und vier Tonnen Bier werde ich zum besten geben, wenn hier im Gutsbezirk keiner für den Sozialdemokraten stimmt.“

„Natürlich, lieber Freund, sie wählten alle konservativ! Und trotzdem habe ich Bier und Schweine gesparrt.“

„Vermute Geniestreich!“

„Ja . . . Im Gutsbezirk waren doch zwei Stimmen für den Sozialisten abgegeben worden, nämlich — von mir und meinem Inspektor —“

— Berliner Premiere. „Bitte, mein Herr, an Premierenden abenden brauchen Sie den Stoc nicht abzugeben.“ („Simplicissimus.“)

Notizen.

— Der neue Kunstsalon von Fischer u. Franke, Berlin W. 9, Eichhornstr. 5, eröffnete eine Schwarz-Weiß-Ausstellung, umfassend etwa 250 Originalzeichnungen deutscher Künstler zu deutschen Märchen, Sagen und Liedern. Die Ausstellung ist unentgeltlich von 10—7 Uhr zugänglich.

— Das Institut für Meereskunde, Georgenstraße 34 bis 36, veranstaltet in dieser Woche abends 8 Uhr folgende öffentliche Vorträge: Dienstag, den 11., und Mittwoch, den 12. d. M., spricht Dr. Widlingmaier-Berlin über „Der Kompaß, seine Bedeutung für die Seeschifffahrt und für unser Wissen von der Erde“, Sonnabend, den 15. d. M., Prof. Ebert-Köln über „Eine volkswirtschaftliche Studienreise zur See in die west- und südeuropäischen Häfen“; Freitag, den 14. d. M., Dr. Groß-Berlin, „Ueber Seerarten und ihre Entwicklung“. Einlasskarten sind von 12 bis 2 Uhr mittags und an den Vortragsabenden selbst von 8 Uhr ab zum Preise von 25 Pf. in der Geschäftsstelle des Instituts und beim Deutschen Flottenverein, Vernburgerstr. 35 I, von 9 bis 4 Uhr erhältlich.

— Uraufführungen. Im Wiesbadener Residenz-Theater gefiel das Drama „Remesis“ von Arthur Pischerhofer. — „Der Wanderer“, lyrisches Drama von G. W. A. Chi, Musik von E. Vossi, fand in Mannheim freundliche Aufnahme. — In Bremen wurde ein bieraktiges Schauspiel „Nachtmahre“ von Fritz Raffor zum erstenmal aufgeführt. Das Stück, das neben manchen Schwächen Talent zeigt, schildert das Treiben eines verkommenen Mannes aus der Heidegegend.

— Ein Schlüsselroman. Gegen den Schriftsteller Joh. Dose wurde vor dem Lübecker Landgericht wegen Verleibigung des Rechtsanwalts Ritter-Löndern durch die Romanfigur Rasmus Berg im Roman „Mutterjohn“ in der Revision verhandelt. Das Urteil lautet auf Entfernung aller Seiten aus dem Roman, die Berg betreffen.

— Ein neuer holländischer Dramatiker. Starlen Erfolg errang ein neuer holländischer Dramatiker, J. Fabricius aus Haarlem mit einem Stück „Met den Handboegen getrouwd“, das von einer Rotterdammer Schauspieltruppe in Amsterdam zur Aufführung gebracht wurde. Die Kritik erklärt es für die beste dramatische Arbeit, die in den letzten zehn Jahren in Holland geschrieben worden ist.

— Ferdinand Brunetiére, Mitglied der Akademie und Herausgeber der alt gewordenen „Revue des deux mondes“, die einstmals europäische Bedeutung hatte, ist in Paris im Alter von 57 Jahren gestorben. In der Kritik ein einseitiger Bewunderer der Vergangenheit, in Bekantmachung und Politik ein literarischer reifster Wassers führte Brunetiére einen ansichtslosen Kampf.